

Wie das Glück in die Webstube kam

Autor(en): **Fluhbacher, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **10 (1920)**

Heft 12

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635068>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Besucher der untern Stuben wird nicht vergessen, sich auch in den unmittelbar davorgelegenen „Küchen“ umzusehen und sodann einen Blick zu werfen in die hintersten Räume, wo weniger das bauerliche Wohnen als die bauerliche Arbeit in hübschen Museumsstücken repräsentiert ist. Darüber mag in einer spätern Nummer die Rede sein.
H. B.

Wie das Glück in die Webstube kam.

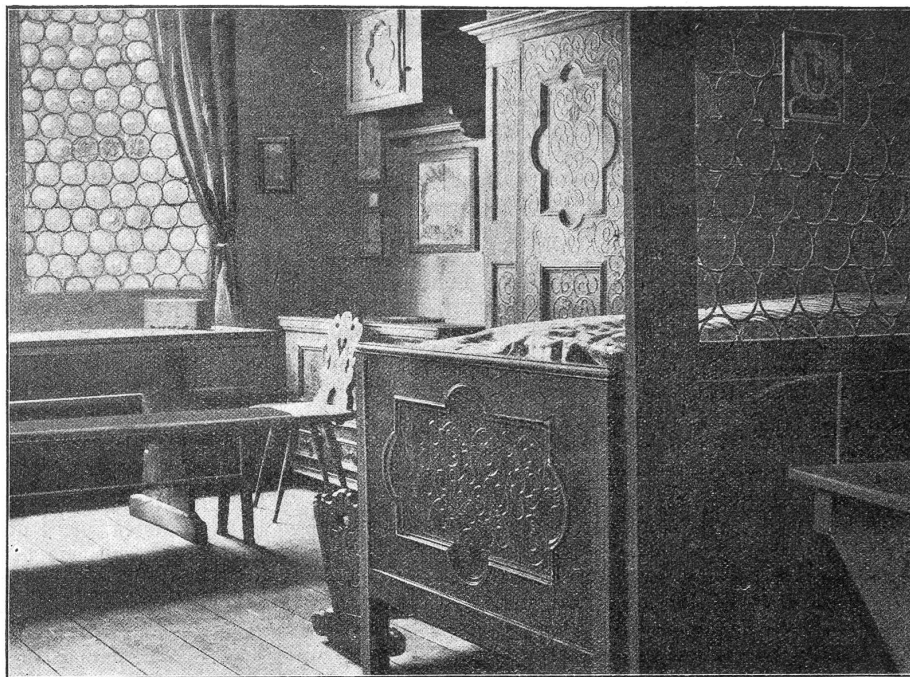
Von Karl Fluhbacher, Basel.

Ueber dem Eitale lebte eine arme Witwe mit ihrem Kinde. Die trieb von früh bis spät den Webstuhl, daß ihr vom ewigen Auf und Ab der Rücken krumm ward und sie eines Tages nimmer aufstund. Das Bublein wußte nicht, was tun, kochte Kräutertee und legte kalte Tücher auf, aber es half nichts. Die Fieberglut stieg der Mutter in die Stirn und schaute ihr aus wirren Augen.

Da lief das Bublein in seiner Herzensangst fort, drunten im großen Talborde bei der Wehemutter ein Tränklein zu holen. Es war finstere Nacht. Und hätten nicht zu gutem Glück die Leuchtwürmlein ihre Laternen angezündet, würde es dem Kleinen übel ergangen sein; denn das schmale Schluchtweglein schießt jäh zu Tal und springt wie eine flinke Schlange um Felsennorren und dunkle Tannen.

Als das Bublein mit angstgroßen Augen aus dem Walde hervorwachte, lag ihm mit einem Male ein Silberhaken zu Füßen. Es wollte alsbald darnach greifen, da wurde es erst gewahr, daß es am Eibach stand. In dem spiegelte der alte Mondvater, der eben aus seinem Wolkenbett gefrohen kam, sein lachendes Gesicht. Weil aber das Bublein meinte, der blinkende Silberschein müßte sich wie der Rahm auf dem Milchbecken fangen lassen, damit der Goldschmied einen harten blanken Taler daraus gieße, flocht es sich aus Wegwartestiefeln ein feines Sieb und fuhr über das Wasser hin. Doch wie es den Schatz zu bergen hoffte, rieselte der in glühenden Tropfen davon. So kam es, daß der Bub immer weiter bachaufwärts watschelte, den entgleitenden Reichtum zu fassen, bis er unversehens vor dem Gießenbecken stand, wo der Bach in rauschendem Gefälle über die Felsen gesprungen kommt, einen feinen Farbenbogen in der Buchen Blätterhände spannt und drunten in schwarzen Schatten zerfließt. Es kam dem Buben vor, als wüßten die unter den überhängenden Klüften heraus wie mächtige Habichtflügel, ihn zu verschlingen, und er wollte sich im Nu davonmachen, da warf das Wellenspiel zwei glühende Kohlen ans Land. Die hoben sich, dem Kleinen in die Augen zu springen, daß der laut aufschrie. Eine nasse Schnauze schnupperte an seinen Wangen und vor ihm stand ein mächtiger, kohlschwarzer Wolfshund mit leuchtenden Pflugträdenaugen. Der schmeigte sich an seine Seite, knurrte, als ob das Bublein sein Meister wäre und fuhr ihm zwischen die Beine, daß es rittlings auf das Tier zu sitzen kam.

Nun hob ein fröhlicher Ritt an talabwärts ins große Dorf, schnurstracks vor der Wehemutter Haus, wo der Bub um Einlaß klopfte. Wie aber die Alte aus dem Türschwelllein guckte, nach dem späten Besuch zu schauen, flatschte sie die Hände überm Kopf zusammen, schrie etwas von einem



Die hintere Simmentaler Stube im historischen Museum in Bern.

verwünschten Burgherren zu Scheideß und schlug das Fenster zu. Dem Bublein wollten die Tränen in die Augen kommen. Doch der Hund strich ihm mit der Fahne über die Backen wie eine Mutter mit weichen Händen und trug es jenseits des Eitales geradenwegs den Schloßrain hinauf bis zum obersten Felskopf, wo es umspannendes Gemäuer von der zerfallenen Scheideß sagt.

Dort lag unter dem Torbogen eine Jungfrau und spann an silberner Spindel Mondfäden. Der Hund ließ sich von ihr im Kopfschatten küssen und die zwei redeten in geheimen Zeichen. Drauf blies die Frau einen silbernen Ton durch die Spindel, damit ein Fledermausgespann durch die Lüfte geflattert kam, das Mondscheingewebe übers Tal zu spannen. Das baute sich in einer lichten Brücke zu des Buben Mutterhaus hinüber, daß die drei im Nu in der niedern Webstube standen.

Das Mütterlein lag in bösen Träumen und schnappte wie eines, das im Sterben liegt. Wie aber die Burgfrau kaum mit dem Schleier fächelte, schwand das Fieberrot, der Atem gab sich in leichten Zügen und die Augen taten sich auf, strahlend wie ein Sommertag. Das Bublein wußte sich nicht zu fassen und flog der schönen Frau an den Hals. Und da ihm war, als gingen dem Hund derweil die Augen über, nahm es sich ein Herz und küßte das Tier mitten auf die Schnauze, damit es nicht traurig stehe. Nun wandelte der Hund zusehends seine Gestalt: Die Hinterläufe reckten sich zu Beinen, die Vorderpfoten in Hände, aus dem zottigen Tierleib ward ein wohlgestalteter Menschenleib und die spitze Hundeschnauze formte sich in ein stolzes Ritterangeßicht. Die schöne Frau aber schlug ihren Schleier um den Gemahl und von den zweien war nichts mehr zu sehen.

Noch waren Mutter und Kind aus dem Ah und Oh nicht heraus, als im engen Stübchen mit einem Male das Spulrad lustig zu schnurren, der Webstuhl fröhlich zu klappern anhub. Die Mutter sprang in die Kleider. Da wurde sie gewahr, wie die Schifflein von selbst durch den Zettel hüpfen und die Spülchen sich ohne des Bubleins Zutun mit feiner Seide umspannen. Weil die fein Ende nahm und auf den Bändern ein wunderbarer Glanz lag, als hätten Feenhände sie gewoben, läßt sich leicht denken, daß von Stund an der armen Leute Glück gemacht war.